Umbrische Reisegeschichtlein [Fortsetzung]

Autor(en): **Federer, Heinrich**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-573292

Nutzungsbedingungen

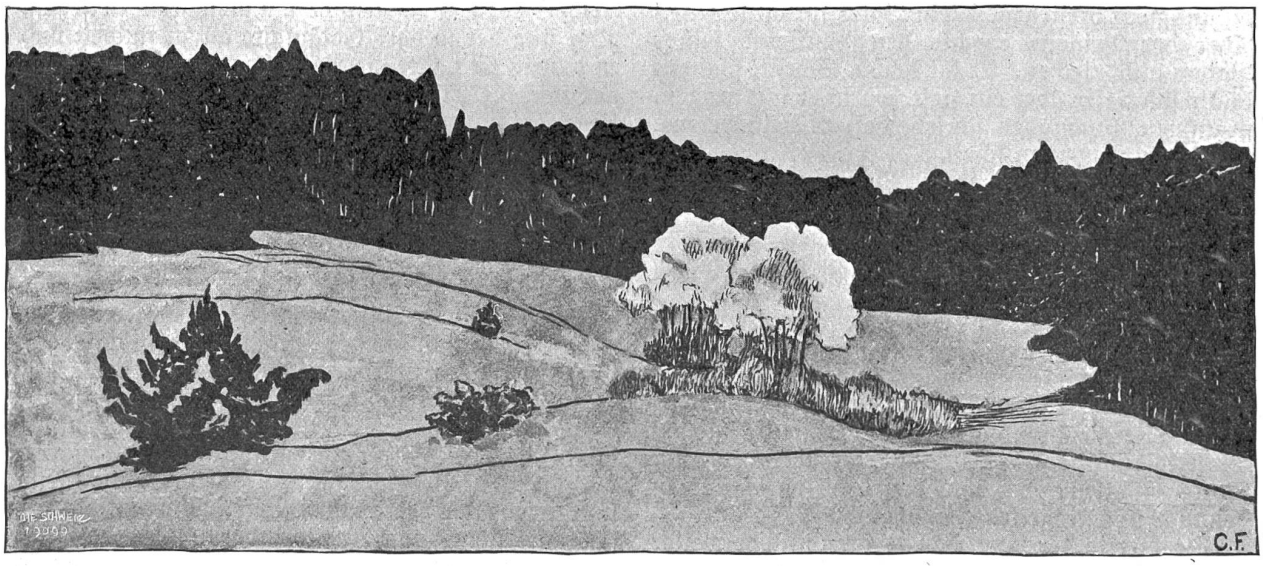
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Trost

Wie viel gelebte Jahre
Sind hin und hatten keinen Sinn:
Nichts, das ich mir bewahre,
Nichts, des ich fröhlich bin.

Unendliche Gestalten
Hat mir der Strom herangerollt,
Ich durfte keine halten,
Es blieb mir keine hold.

Doch ob sie mir entgleiten,
Mein Herz fühlt tief und rätselhaft
Weit über alle Zeiten
Des Lebens Leidenschaft.

Die hat nicht Sinn noch Ziele,
Weiß alles nah und alles weit
Und macht, ein Kind im Spiele,
Den Augenblick zur Ewigkeit.

Hermann Hesse, Bern.

Umbrische Reisegeschichtlein.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Heinrich Federer, Zürich.

(Fortsetzung).

Thieco schwieg und wartete; ich schwieg noch hartnäckiger. Da begann er wohl oder übel nochmals:

„Immer dachte ich beim Aufsagen: So, wenn diese kleine dünne Zigarre abgeraucht ist, höre ich auch auf. So hab' ich's gemacht. Gib mir also noch eine, und ich will dir die Geschichte fertig erzählen. Aber sie gefällt mir nur noch halb."

Ich lachte vor Freude an diesem wehrhaften und ganzen Kerl da. „Da hast du gleich zwei Stumpen," spaßte ich, „damit du die Erzählung nicht noch einmal unterbrechen mußt! Avanti, amico!"

„Während nun," spann Thieco buchmäßig und gleichtönend den tragischen Faden fort, „gleich hinter der Wiege seines Kindes das Schafott des Vaters aufgezimmert stand, wie eine alte Kerze ausgeblasen wird, sobald sie die junge an ihrer Flamme entfacht hat, hoffte der Gubernatore doch immer noch wenigstens die andere mütterliche Kerze vor dem Erlöschen zu retten, von der das junge Wachs ja noch so lange zehrt. Rufa durfte nicht sterben. Daß sie einen wirklichen Sprößling der Brigone gebäre und daß das kleine Wesen vom Vater untrüglich anerkannt würde, daran zweifelte er nun kaum noch, vielmehr durchschaute er die glorreiche List der Frau, und wenn er ihr je die Gnade des Lebens gönnte, so geschah es jetzt, nachdem Rufa ihrem Manne eine so lange Zeit hindurch die gleiche süße Gnade erfochten hatte.

Aber so oft der Regierungsmann Schritte in dieser lebensrettenden Richtung tat, schüttelten seine Beisitzer im Kollegium ihre Häupter und sagten: ‚Deine Tochter will ja durchaus sterben. Nicht uns, ihr mußt du das Beil aus der Hand winden. Das Weitere wird sich sänftiglich ergeben.'

Da ging er denn hin zum eingeschlossenen Ehepaar und winkte seiner Tochter ans Fenstergitter und fing leis und behutsam an, indem er auf die im Burggarten herumschießenden Vögel zeigte: ‚Fliegen, meine Kleine, wie so eine Meise! Fliegen, wohin man will, ist doch das Schönste!' Seine grauen Mäuseaugen beobachteten sie dabei ängstlich und schlau zugleich.

‚Alonz, komm,' rief da lachend Rufa, ‚sonst kannst

du uns nicht verstehen. Mein Vater spricht so leise.' Aber der Brigone mochte den Blutfeind seines Vaters nicht riechen. Er tat keinen Schritt, sondern bückte sich tiefer über ein Heft, worin er mit großen, strammen Buchstaben schrieb, daß es beinahe wie Stechen und Hauen scholl.

‚Vater, verzeiht!' sagte Rufa nun sehr laut. ‚Dreimal schöner als wild herumfliegen ist beim Männchen in einem sichern und warmen Nest sitzen. Hierzu hab' ich wirklich nichts mehr zu sagen. Vater, addio!'

Damit entwischte sie zu ihrem Gemahl, und der Gubernatore sah, wie Alonz sie mit beiden Armen um den Hals faßte und zu sich niederzog. Den linken Ellbogen um ihren Nacken geschlagen, schrieb er dann weiter, während sie mit ins Heft guckte und die Verse, die ihm vorweg aufs Papier liefen, wie ein fernes Glöcklein oder wie das Echo eines solchen heimlich nachklingelte.

Da merkte der Alte, daß es für ihn hier weiter nichts zu tun gebe als einen imposanten Korb heimzutragen. Das Blut stieg ihm in zwei zornigen, roten Flämmlein auf die Wangen seines magern und herben Greisengesichts. Heftig schlug er die Türe hinter seiner Tochter und ihrem verwirkten Leben zu. Er freute sich über seinen Zorn und begehrte nichts weiter, als daß, solange das Trauerspiel mit jenen Zweien dauere, und besonders im gewaltigen Augenblick, wo ein scharfes Eisen niedersauste und ein Kopf fiele, dieser Zorn ihn aufrecht und hoch hielte, wie es einem Schildhalter der Königin Gerechtigkeit zieme.

So nahmen die Dinge ihren Lauf. Doch während außer den Gittern alles Leben unveränderlich von einem Tag in den andern lief und man kaum den Wechsel der Monde durch Herbst und Winter in den Frühling merkte, wandelten sich in der Stille des Gefängnisses sozusagen Himmel und Erde zweier Menschen in etwas Neues und Gereinigtes um.

Zuerst hatte sich Alonz in der Zelle wie ein Leu benommen, an den Gittern gerüttelt, die Türe erschüttert und war in grimmigen Sätzen von Wand zu Wand gesprungen. Schnaufend wie ein Erstickender und von Schweiß überronnen, hatte er sich dann wie ein Tier auf den Boden geworfen. Bis dahin hatte Rufa still in der Ecke gewartet. Jetzt kam sie und kniete herzu und hob seinen Kopf an ihre Brust auf und trocknete ihm das sterbensbleiche Gesicht. Aber sie sagte nicht: Tu' das ja nicht mehr! Sie schwieg und harrte, bis der Gehetzte einschlief. Als er erwachte und sich des Vorfalles entsann, betrachtete er das kleine Weib lange, und ein wunderschöner Respekt ließ ihn, sowie Rufa sein Wachsein bemerkte, die Augen scheu zu Boden schlagen.

Eines Nachts träumte er vom Nachtlager unter den Eichen des Monte Vittore. Er lag im Gras, die Erdbeerkräuter dufteten, und von oben sangen die schweren Aeste ein Lied von tausend Noten. Ihm war vogelwohl. Nur eine Wurzel am Boden störte ihn. Er wollte anders liegen und erwachte. Da hörte er die elende hölzerne Bettstelle unter sich krachen und glaubte den letzten Flitter der Gebirgsfreiheit eben zum Fenster hinausfahren zu sehen. Nun fing der so hart Getäuschte an zu fluchen und zu toben. Er packte die Bettlehnen rechts und links, stemmte die Ellbogen und riß in einem Stoß und Krach das ganze Lager auseinander. Aber Rufa tat, als merkte sie nichts, und lag so zufrieden auf den kalten Fliesen wie zuvor auf der Matratze. Am Morgen jedoch sammelte sie die Stücke und suchte sie wieder ineinanderzufügen. Ungeschickt tat sie das. Da konnte Alonz nicht anders als ihr die Hölzer gleichsam aus der Hand küssen und eins wieder sanft und möglichst geräuschlos ins andere richten. Dann bat er bescheidentlich, sie möge nun versuchen, ob es sich wieder so weich und gut liege wie vorher.

‚Viel besser!' sagte das Weiblein schelmisch.

Besonders an den November-Nachmittagen, die hier, am Fuße der Abruzzen, so müd und schläfrig sind, gärte und brauste die Freiheit wie ein zu früh und zu lebendig versiegelter Wein in ihm auf. Dann schäumte Alonzo wie ein Rasender und hieb um sich, bis er zusammensank und leise und ohnmächtig in die Strohmatte hinein weinte. Oder wenn der erste Schnee auf die Gipfel gefallen war oder ein Habicht hoch in den Lüften so recht mit Behagen sein Königtum übte oder wenn er einen Wagen mit Reisenden vorbeirollen hörte, dann immer standen die stolzen Jahre seiner Bergfreiheit gleich so vielen Feuergeistern in ihm auf und empörten sich gegen diese starren vier Wände und strebten wild und glühend hinaus. Es waren schwere und laute Stunden, und draußen am Platze sagten die Leute: Beim Brigone gewittert es wieder einmal! Aber nach und nach setzte sich dieser wilde Saft. Denn immer goß Rufa etwas von ihrer Geduld und Milde hinein, so oft er gar zu hoch trieb. Wenn ihre kleine Hand ihm die braunen Schläfen strich oder wenn sie ihn gar beidseitig am tiefbraunen Schopf faßte und mit weichem Daumen die Lider über die flackernden Augen niederzog, dann ging jedesmal eine Linderung durch sein Wesen, etwa so, wie ein kühles Wasser den fieberheißen Leib erquickt. Auch ihre langsame und leise Altstimme tat wohl. Immer mehr bändigte sie ihn... Schade, schade," fügte der rauhe Erzähler von sich aus hinzu, „es geht nun abwärts mit dem flotten Kerl!"

„Aufwärts, Thieco," behauptete ich.

„Sie erzählte alle Buchgeschichten, die sie wußte, und er vergalt es mit den Erlebnissen seiner kurzen, aber abenteuerreichen Vergangenheit. Voll Glut und Einbildung, wie er war, verfolgte er den Faden ihrer Racconti so eifrig, daß er immerfort nickte, wenn ihm die Sache gefiel, und immer den Kopf schüttelte, wenn er sie anders wünschte, und zuletzt ihr eigenmächtig eine andere ihm gefälligere Wendung hinzufabulierte. Da bat sie ihn, doch einmal die alten Bergsagen, die er wie kein zweiter kannte, aufzuschreiben. Wozu? meinte er. Ach, für unser Kleines, sagte sie, Büblein oder Mädchen. Wir können ihm sonst nichts geben als die Berge und ihre Seele. Ist es doch auch deine Seele! Das leuchtete ihm großartig ein. Nun ward geschrieben, zuerst roh und kurz, dann immer feiner und ein-

gehender und endlich mit einer solch packenden Kunst und Lebendigkeit, daß wir heute noch keine bessern Abruzzengeschichten als die von Brigone besitzen. Und doch leben Dichter und Musikanten genug bei uns. Auch die Sage von ‚Sisto e Sesto', auch das Falkenmärchen, auch der Sang von den Maccia-Jungfern rührt von Brigone und will ich euch, Signori — Christo santo," verbesserte sich Thieco — „will ich dir einmal erzählen, wenn es behagt."

Ich nickte fröhlich zu dieser ungewollten, spassigen und doppelspurigen Entgleisung meines Burschen. Denn wahrlich, mehr als er durchaus mußte, erzählte so einer nicht.

„Alonz vergaß sich im Schreiben. Er meinte, frei zu sein. Ja, er dichtete alles hinzu, was ihm fehlte, und nicht nur in kargem Maß, sondern in einer wahrhaft adlerfreien Flügelentfaltung der Fabel. Das Lied an die Bärenmutter im Massarifels und der Geißenfang der Abruzzenbuben stammen aus dem Nursiergefängnis. Zuletzt ließ Brigone die Geschichtlein fahren und schwebte nur noch in Versschwingen durch sein neues Freiheits- oder Poetenland. Er hatte schon früher ein wenig gedichtet, aber wild und schlimm. War nicht sein Freitebrief eine poetische Dreistigkeit sondergleichen gewesen? Davor schämte er sich jetzt. So sehr ihn auch Rufa bat: von jenen Strolchliedern, wie er sie schimpfte, schrieb er keines auf. Im Gegenteil, je freundlicher er wurde und je gelassener er sich nach und nach mit seinem Los abfand, umsomehr versenkte er sich in neue, helle, gütige Liederstoffe, und man konnte wohl sagen, daß jedes Gedicht ihn um einen Ton heller und sein Reden wieder um einen kleinen Ton klingender machte. Viele seiner Lieder waren so klein und so fein, daß sie durch ein Schlüsselloch hinaus und durch hundert fremde Schlüssellöcher hineinklingen mochten, etwa wie ein dünner Sonnenstrahl, das heißt, man weiß nicht, ob die Buben des Turmwärters mit ihren langen Ohren an der Türe lagen, wenn Alonz im Gefängnis eines seiner Gedichte vorlas und Rufa es gleich nach einer alten Melodie nachsang, oder ob das schlaue Weibchen die Strophen heimlich abschrieb und wie Brieftauben zu den Gittern hinaus unter die Menschen flattern ließ. Ich glaube, beides geschah. Denn gar bald kannte ganz Nursia einige der schönsten Canzoni, und mit den Liedern ging eine leise Zärtlichkeit für den Sänger selbst durch die Stadt. Besonders wurden die Jünglinge davon ergriffen, von denen es in ganz Umbrien heißt: Ein Nursier stirbt in einem Augenaufschlag dreimal, einmal vor Liebe, einmal vor Haß und noch einmal vor Liebe. Unter ihnen glänzte am meisten Carlino di Lossa, des Gubernators Schwestersohn, der vier Jahre jünger als Alonz war und schon als Knabe gegen die Brigone waghalsig gefochten hatte. Er war ein mageres dünnes Herrlein von zweiundzwanzig Jahren, aber hinter seinem blassen Flaumgesicht steckte ein Unband von Feuer und Tollheit. Im Hause des Onkels Gubernatore hatte er Rufa oft zur Gesellin im Spiel bekommen und sich bald zügellos in das zarte Figürchen verschossen. Die Eltern waren auch willens, diese Adels- und Bruderskinder ehelich zu verknüpfen, trotzdem Rufa vom bleichen Wildling Carlino nichts wissen wollte. Da fiel in die Vorbereitungen und Kränze der Verlobung der offene Freitebrief des verjagten Alonz Brigone und die Flucht der Jungfer von daheim. Darauf warf sich der wütende di Lossa, wenn er nicht im Gebirge gegen Brigone kämpfte, mit der ganzen Ungezogenheit seines jungen heftigen Blutes in die vornehmen Abenteuer des damaligen so ausgelassenen Adels. Aber er verlor Rufa nicht aus dem Herzen, und mitten in der Trunkenheit von Wein und Küssen tauchte oft das reine Bild des Bäschens vor seinen Augen auf und schwebte wie ein Engel durch seine schwüle Welt. Dann stürzte er den Becher um und stieß die schmuckste Dirne von sich und lief, die Ohren mit seinen weißen, schmalen Händen verhaltend, aus dem Lärm in irgend einen stillen Winkel. In den nächsten Tagen hieß es dann, Carlino habe einen Räuber in den Abruzzen gefangen oder ein Schlangennest vertilgt oder ein neues Kommando gegen Alonz Brigone übernommen. Und unter seinem Oberbefehl ward denn auch der große Feind eines Tages, mit Ketten an einen Baumstamm gebunden und das Frauchen neben sich, auf einem Holzwagen durchs Stadttor zum Kastell gefahren. Es war Carlino recht, wenn Rufa gleich mit Alonz geköpft und damit die Ursache seiner Unruhe und Qual aus der Welt geschafft würde. Als dies nicht geschah, dagegen viele rührende Stücklein aus der Haft des Ehepaares in die Oeffentlichkeit drangen, regte die alte Leidenschaft sich mehr als je in ihm. Er wußte, obwohl noch ein Jüngling und dazu ein Neffe des Gubernatore, dennoch einen Stuhl im Richterkollegium zu erzwingen, um der Sache Brigones einen ihm genehmen Justizgang zu geben. Um Rufas willen bemühte er sich nun für allerlei Erleichterungen der Gefangenschaft und bestach, da das Gericht sie verweigerte, den Schließer Barilotto für seine halb guten, halb schlimmen Zwecke. Er war selbst ein kleiner Dichter und ein großer Liederfreund und wußte sich die Canzone seines Feindes immer zuerst zu verschaffen. Oft strich er um die Gitter der Gefangenen herum, aber wagte sich nicht weiter in der heikeln Sache vor. Und da er sich so dem Ziele immer gleich fern sah, geriet er oft außer Rand und Band, schwelgte und praßte wieder ganze Nächte hindurch, ritt am Tag zwei Pferde zuschanden, besuchte die Sitzungen des Gerichts nicht mehr oder kam zu spät und ließ gleich, ohne sich erst aufzuklären über Schuld oder Unschuld, den schwarzen Zettel ‚Schafott' in den Stimmbecher fallen. Man konnte sagen, er war im Begriff ein Teufel zu werden, da er kein Engel sein konnte. Etwas Uebermäßiges, entweder nach oben oder nach unten, lag in ihm. Aber je mehr Lieder von Alonz er las, umso respektvoller und versöhnlicher wurde er gegen ihn. Manche rührten, viele begeisterten ihn. Er lernte sie auswendig und ließ sie vom Organisten in Sant' Agostino in Musik setzen. Besonders paßten ihm die Verse, die Brigone an Rufa richtete und die genau so lieb und tapfer auf Carlinos Zunge hätten er-

blühen können. Von dem allem wußte Alonz nichts. Er wollte nur für sich und seine geliebte Frau gedichtet und gesungen haben und wäre wütend geworden, wenn noch ein anderes Auge in sein Heft geschaut hätte.

Eines Tages kam Barilotto, der Schließer und Abwart, und sagte, es sei nun eine schönere und luftigere Haftstube frei geworden und sie könnten, sobald sie möchten, dorthin umziehen. Sogleich versetzte Alonz, er bleibe hier, und warf sich eigensinnig auf seinen Strohsack. In dieses Zimmer mit seinem Haufen Nacht am helllichten Tag, mit den Spinnen in jedem Winkel, dem Mäuserascheln, dem Moos an den Wänden und den Bergwolken vor dem Gitter, mit seiner Feuchtigkeit, Kälte und moderigen Luft, in dieses Zimmer versteifte er sich jetzt mit stolzer, selbstquälerischer Freude, als wäre es voll Genüsse. Sobald Rufa seine Meinung kannte, nickte sie tapfer mit. Ihr passe dieses schwarze Gemach auch ganz wohl.

Aber kaum hatte der Wärter die Tür geschlossen, so sagte Brigone, indem er das nun oft so farblose und verhärmte Gesicht der jungen Frau streichelte: ‚Doch, wir zügeln morgen hinüber. Hier ist keine Sonne, und du mußt so gut wie eine Wendelblume Sonne haben!' Da schmiegte sie ihr Kinn an seine Brust, denn weiter reichte sie auch auf den Zehenspitzen nicht, und lächelte ihm so von untenauf gar tröstlich in die mächtigen braunen Augenräder. ‚Können wir,' flüsterte sie, ‚noch wärmer und heller haben als jetzt?'

‚Veramente,' jubelte er, ‚mehr brauchen wir nicht von den Menschen, und auch vom Himmel nicht!'

‚Pst,' machte sie und schlug ihm den kleinen Finger auf die Lippe, ‚pst, vom Himmel haben wir noch sehr viel zu erbetteln!'

‚Was denn, Rufa?' fragte er mit der rohen Arglosigkeit seiner Banditenmoral. ‚Was denn, Kleine?'

‚Nicht die Sonne da oben haben wir nötig, die ja nur ein vorausgeschickter Knecht und Fackelträger Gottes ist, wie die Sterne und die stille Zeremonienmeisterin Luna, sondern ihn selber, von dem es im Kirchenlied heißt: Sol' dal Sole!'

‚Ich merke wohl, nun machst du auch Gedichte,' scherzte Alonz, mißtrauisch, was nun käme.

‚Ja, ein Gedicht! Aber du mußt helfen,' ging Rufa mit frommer Schlauheit auf den Spaß ein. ‚Ich allein kann die Strophe nicht vollenden. Und die Gegenstrophe bringen wir nicht einmal zusammen fertig. Die muß der gnädige Herrgott machen. Kurz und gut, Alonz, dieses Gedicht besteht aus etwas Erde und etwas Himmel, aus viel Sünde und noch mehr Verzeihung ...'

‚Nönnlein, Nönnlein!'

‚Aus viel Reue und noch viel mehr Gnade.'

‚Bist du fertig?' rumpelte jetzt Brigone in ihren Vortrag. ‚So eine Predigt! Ich dächte, unser Teil am Gedicht ist reichlich getan. Was können wir deinem Herrgott denn noch mehr geben als den Wald und die Gebirge und die Freiheit und den Zorn und Widerstand und Haß, was ich alles da außer dem Gitter gelassen habe, und zuletzt das Leben? Jetzt ist es am Herrgott, seinen Reim dazu zu machen. Keine Silbe tu' ich dazu!'

Er machte sich los von Rufa und ging heftig die Fliesen auf und ab. Da wagte sie für einmal nicht weiter zu gehen. Wie sie nur immer das schwärzeste Gewölke am Himmel hatte über ihren Scheitel gehen lassen, ohne es schneller oder heller zu wünschen, so wartete sie auch jetzt, bis diese hin- und herdonnernde und blitzende Wolke sich endlich auf die Matte legte und in einen wohltätigen Schlaf auflöste. Sie würde es doch nicht aufgeben und doch nicht verlieren, ihm wieder vom Sol' dal Sole zu reden.

Am nächsten Mittag brachte Barilotto zu Suppe und Brot ein Büchslein mit Salz und Pfeffer sowie einen Krug Wein. Davon genoß Alonz nichts. Gehässig fragte er, was denn diese Neuerung bedeute, woher die übelzeitige Gnade komme. Er lache darauf. ‚Die Signoria,' log der Schließer, ‚wünschte euch eine kleine Freude zu machen, weil ihr euch so anständig aufführt und so köstliche Lie ...'

In diesem Augenblick traf ihn ein angstvoller Blick Rufas. Aha, das Liedergeheimnis!

‚Und so köstliche Lie ... Lie ... köstliche Liebe zueinander habt!'

‚Was geht das die Signoria an!' schnauzte Alonz zum Schließer hinüber.

‚Darum soll euch der große Kastellgarten vor der Via dei Nessi jeden Tag offen sein, daß ihr im Freien spazieren und euch vom Gefängnis auslüften könnt ... da draußen!'

Kaum hatte Brigone das herrliche Wort Fuori gehört, da draußen, im Freien, so schoß er wie ein anderer Mensch auf. Gnade und Almosen, soviel daran kleben mochte, sei es! Bei so einem allmächtigen Klang fiel sein Stolz wie ein Lumpenkleid von ihm. Er sprang auf Rufa, umarmte sie zum Ersticken und fragte: ob er auch auf die Habichte schießen dürfe, die vom Monte Fusconi immer über Nursia stolzieren und ein Verbrechen im Schild führen. ‚Gewiß,' erlaubte Barilotto, ‚kommt nur gleich mit und nehmt meine Flinte!'

Seit Wochen hatte Rufa von der Feuchtigkeit hier oder vom vielen Stehen oder von der reifenden Mutterschaft geschwollene Füße bekommen. Aber sie verbiß die Schmerzen und versteckte das Uebel nachts immer so rasch und tief ins Stroh und trug am Tag einen so langen Rock, daß Brigone nichts vom Gebresten merkte. Jetzt, da man verschiedene Klotzstiegen empor und wieder eine Reihe von Zickzacktreppen hinunter mußte, überkam sie ein so heftiges Stechen und eine solche Schwäche, daß sie in die Knie sank und in die Zelle zurück begehrte. Es sei zu viel auf einmal. Da nahm sie Alonz wie einst im Verhör auf die Arme und trug sie behutsam wie ein schlafendes Kind zurück. ‚Wenn ich wüßte, wer mich tragen würde und noch dankte für die Bürde,' raunte es ihm da koboldisch ins Ohr. Er wußte nicht, wieso, aber der Vers musizierte mit hartnäckiger Bosheit ohne Ende durch seinen Sinn. Ei, ei, wer hätte

Karl Ilschner, Küsnacht (Zürich).

Am See.
Zeichnung.

das gedacht, belustigte er sich, daß mein Uebermutslied sich so umkehren würde!

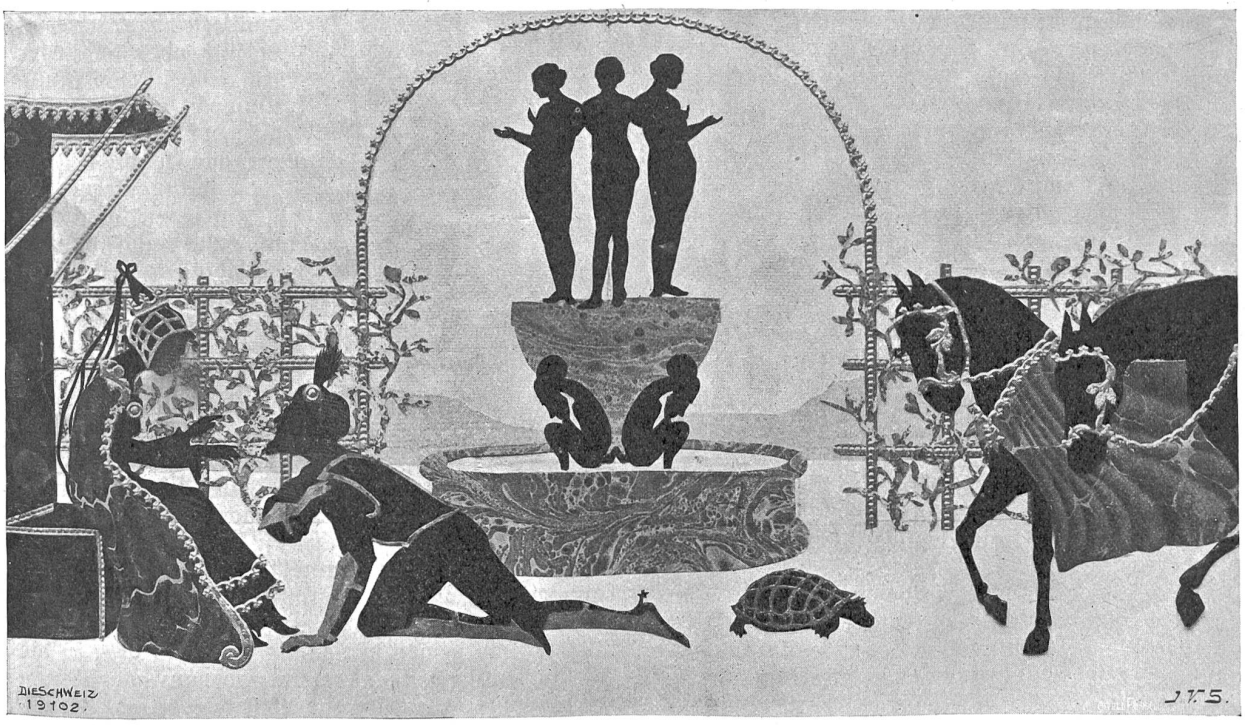
Als er Rufa auf den Bettsack legte, war sie vor Müdigkeit und Schwäche schon eingeschlafen.

Nun saß er still am Boden neben ihr. Da fiel ihm auf, wie ihr Atem leicht auf- und niedersprang, wie ein Stieglitz von einem Ast zum andern, und wie ihr Köpflein und ihre Hände im Stroh so lebendig zappelten, aber wie dagegen ihre Beine starr wie Hölzer über die Matte lagen und die Füße gleich schweren Wurzelklötzen sich tief in die Streue gruben. Er beugte sich tiefer und sah, wie furchtbar sie aufgeschwollen waren. Jetzt verstand er alles. Zuerst wollte er sie wecken und an die blaue frische Luft hinaustragen. Aber der Schlaf tat ihr nun wohl besser. Nicht einmal die Strümpfe wagte er ihr auszuziehen. Er rührte sie nicht an. Es ist etwas Heiliges an diesem Frauchen, gestand er sich. Und ich kränkte sie noch gestern so. Nun will ich ihr nie mehr widersprechen. Auch wenn sie mir noch heftiger predigt und dicker fabelt. Ich lasse ihr die Freude. Ja, wenn sie will, fange ich an, mich zu bekreuzen wie ein Balg mit der rechten Hand. Die Linke mit der Faust im Sack braucht sie nicht zu sehen.

Da ihr Schlaf etwas Ansteckendes hatte, erhob er sich, um nicht auch einzunicken. Es stand noch die Türe offen. Könnte er Rufa jetzt nicht allein lassen und für ein paar Atemzüge in den Garten gehen? Sie würde dann so allein viel länger nicht erwachen. Und er... O Gott, die Luft, die Vögel, die Sonne, der Weltgeruch und Weltspektakel, das tausendstimmige Fuori!

Er schlich zur Türe, nahm bedächtig die ersten, rascher die folgenden Stufen und rannte zuletzt buchstäblich in den Garten hinaus. Mit einem Löwensatz war der junge Wildbart draußen.

Himmel, wie das roch nach Freiheit, wie das wärmte von neuer Sonne, wie das tönte und rauschte vom Leben! Ist die Welt denn zusammengeschlagen und heute frisch aufgezimmert worden? Oder war sie denn immer so ewig schön? Ja doch, da neigten sich die alten Berge vom Osten über die hohe Gartenmauer herein. Die Ventosola zuhinterst, dann die jähe Vetica und zuoberst der braune Fusconi. Die schöne Montagna Cardosa lag schon zu tief im Norden, und der König Vettore war von den Vorstößen verdeckt. Aber sie werden auch noch die lieben alten Gesichter haben. O Berge, ich küsse euch! Und alles andere war auch noch wie einst. Die schwarzgrünen Zypressen wuchsen an den Kapuzinerhügeln auf, Arm in Arm mit den mattsilbernen Oliven. Jene sahen immer noch steil aus wie Lanzen und ernst wie Gedanken der Ewigkeit; aber diese blinzelten in unverwüstlicher Zufriedenheit aus ihrem grauen und gerunzelten, doch so lichten Greisentum hervor. Dann ging es mit Busch und Stein zu den Kämmen, so recht für ein raufendes, holperiges Leben erschaffen. Jenseits der Mauer hörte er Schuhe und Mäuler im gewohnten Rhythmus des Werktags durch die Stadt gehen. Aber ihm war, er vernehme die großartigen Reden und Siegesmärsche einer ganzen Welt. Kreuz und quer lief er durch den Garten, schüttelte da an einem Baum, zerrte dort einen Stengel aus, um sich wahrhaft zu überzeugen, daß das alles wirklich sei und er zu ihm wie ein Ding zum andern gehöre. Dadurch ward er ruhiger, und als weiter nichts geschah, sondern der Himmel und die Berge und die Kastellmauern stille standen, fand auch er



J. V. Schäfer-Widmann, Bern-München. **Die Jungfrau und der Teufel.** Silhouettendarstellung zu G. Kellers Legende.

rasch das Gleichgewicht der Seele wieder und fühlte klar: das und dies, was ihm beim ersten Blick so genußvoll war, hatte er oft und oft genossen, und es hatte den gleichen Geschmack behalten und würde ihm, sowie er es wieder täglich besäße, zur altgewohnten Kost.

Während er so mit ernüchtertem Auge das Ganze nochmals besah und beinahe so schnöde wurde, die gesamte Welt mit allem Gebirg und Gelärm als eine Kleinigkeit vom Munde zu blasen und wieder in seinen schwarzen Winkel zu kriechen, kreischte eine Krähe vom Turm dei Signori widrig und jetzt doppelt widrig für Alonzens Ohr. Er klatschte mit den Händen; aber sie tänzelte nur ein wenig vom Gesims zurück und fuhr fort, Himmel und Erde mit ihrem Lästermaul zu verschimpfen. Da lief Alonz ins Portstüblein, riß die Flinte von der Wand und machte sich schußbereit. Aber der pulverriechende Vogel war nun doch weggeflogen. Man sah ihn nur noch als dunkeln Fleck den Felsen der Vetica zuschwimmen. Alonz, dem das alte Nomadenblut bis zum Daumen und Zeigefinger am Schnapphahn schoß, blickte grimmig ringsum, wo doch etwas zum Erschießen wäre. Aber nicht einmal eine Katze lief herum. Nur auf dem Birnbaum saß jene Bergmeise, die ihnen so oft, wenn sonst niemand Guten Tag oder Süße Nacht mehr rief, noch ganz allein und überaus tapfer ins Gefängnis ihr ewig gleiches und ewig freundliches Grüßchen getrillert hatte. Alonz erkannte das treue Geschöpf. Aber seine Mordlust ließ ihn jetzt nicht zur Besinnung kommen. Sie überwältigte ihn. Er zielte, traf und krachte das schuld- und klaglose Tier in einem Blitz nieder.

Erst als er das warme Wesen in der Hand hielt, reute es ihn. Er stützte die Flinte, aus der ein letzter blauer Atemzug rauchte, an den Baum und merkte, daß seine Gier nun auch schon erloschen und verraucht war. Solche hitzige Genüsse sind nichts mehr für mich, meinte er mit immer kühlerem Kopf. Das kommt und geht zu schnell und läßt nichts Gutes da. Nur Reue bleibt! Denn was ist so ein toter Vogel noch, wenn ich den lebendigen, diesen schwingenlustigen, stolzen Streber, daran vergleiche, der er eben noch war..."

„Du, Herr," unterbrach sich Thieco hier, „das kann ich fast nicht erzählen. Aber so heißt es in der Geschichte. Kein Jäger denkt so. Je mehr ich töte, umso froher bin ich."

„Aber Thieco!"

J. V. Schäfer-Widmann, Bern-München. Unter Herbstbäumen.

„Haben wir nicht vorhin das Wildhuhn gegessen? War es nicht gut? Cospetto, du hättest noch eines gegessen und ich noch zwei!"

„Ach," sagte ich verlegen, „einesteils ..."

„Wisse, die Erzähler machen die Geschichten immer anders. Das kenne ich doch aus allem, was Fraccomi berichtet. Alles ist schöner und doch eigentlich wüster. Die Weiber reden zierlicher, und die Mannsleute tun feiner, und alles wird schwach und krank ..."

„Ja, das Dichten ist vielleicht überhaupt eine Krankheit, allerwenigstens eine Schwäche des Lebens," dachte ich. „Wer viel erzählt oder liest, der lebt und tut jedenfalls umsoviel weniger. Die großen Macher sind immer die kleinsten Dichter und umgekehrt..."

Zufrieden über meine, wie mich dünkte, höchst originelle, eigentlich aber tausendmal und besser gesagte und nicht ganz fraglose Weisheit, nickte ich dem Thieco zu, daß wir über dieses gefällte Hindernis nun getrost weitergehen und dem Brigone, der nun einmal blutscheu geworden, es nicht verübeln, sondern ihm getreulich auf dem Fuße folgen wollen, auch wenn er schäbig genug schon wieder ins Loch zurückkrebse. „Er versteckt nun sicherlich den Vogel, wenn er zur Frau kommt!" lief ich tupfend und hungrig der Legende voraus.

„Brigone fühlte, daß er seiner Rufa die kleine Leiche nicht zeigen dürfe. Er schob das Tier in die Tasche und zog sich langsam und vom gepriesenen Fuori schon ordentlich angeekelt wieder ins Verließ zurück. Da saß Rufa auf der Matratze und wickelte

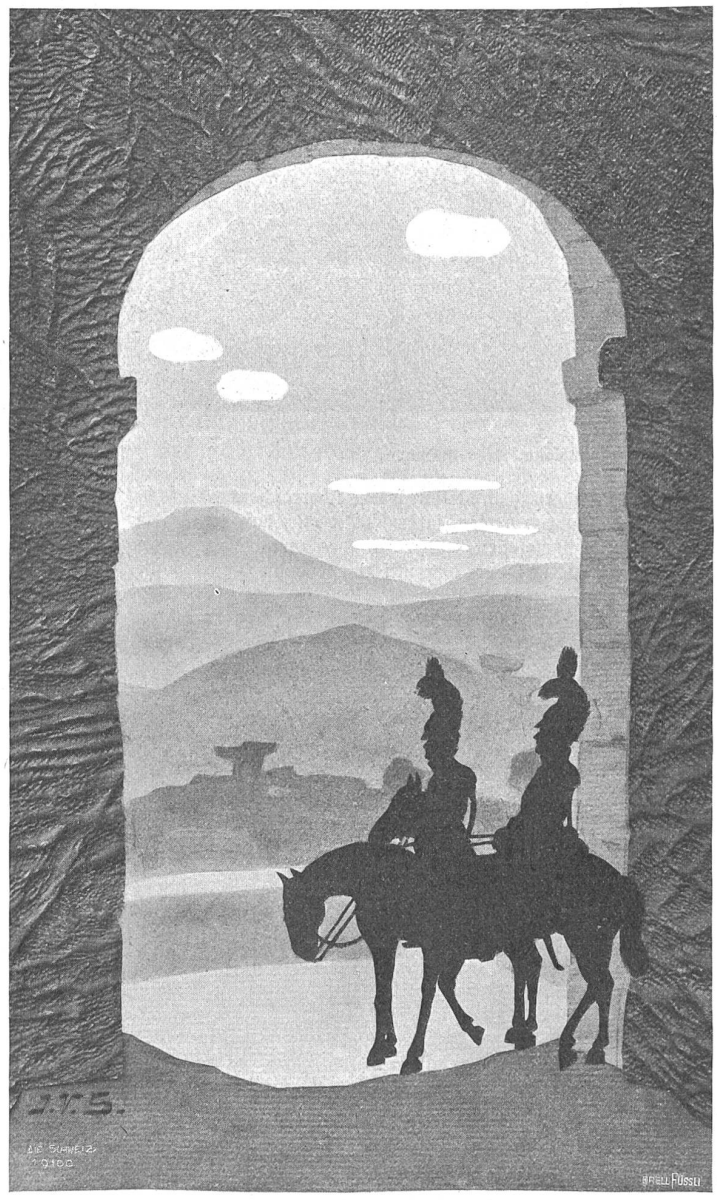
schnell ihre Füße in Tücher. Alonz nahm ihre Hand in die seine und streichelte sie. Aber die Frau schrie auf und riß den Finger los, als hätte sie sich gebrannt. ‚Sieh, sieh, du blutest ja!' sagte sie klagend. ‚Also du hast geschossen, ich habe es gehört. Und ich und mein Kindlein haben gezittert. Mordest du immer noch?' Das sprach sie so ergreifend und wahrhaft, daß Alonz gar nicht probierte, die Male abzuwischen, sondern sie stumm anschaute und eine so verschuldete Miene machte, als hätte er wie Herodes oder sonst ein greulicher Kindsmörder ein Blutbad unter lauter Unschuldigen angerichtet. (Fortsetzung folgt).

Frau J. V. Schäfer und ihre Silhouetten.

Mit sieben Reproduktionen.

Vor mir liegen einige Silhouetten und ein langer Brief. Sie genügen, um eine wahre Künstlerseele ganz erkennen zu lassen. Es bedarf keinerlei Literaturnachweise mehr dazu, ja vielleicht nicht einmal mehr der Erinnerungen an die schöne Münchnerzeit, an die frohen Feste, da der Schreiber in jugendlicher Bescheidenheit bereits zu den stillen Verehrern eines solchen künstlerischen Empfindens gehörte. Gibt es etwas Schöneres als ein natürliches, angeborenes Kunsttalent, dessen Können so ganz das eigene Ich verkörpert, dessen Schaffen uns in bunter Reihenfolge die Freuden und Leiden des eigenen Lebens widerspiegelt? Gibt sich da nicht in jeder Geste, in jeder Andeutung die Seele der Künstlerin bald fein versteckt, bald offen und freimütig zu erkennen? Wie müssen wir uns freuen, daß die gestrengen Kunstschulmeister es fertig gebracht haben, Frau Schäfer die Freude am „Gemälde", am „Porträt" zu nehmen. Wieviel mehr Weiblichkeit, wieviel mehr Empfindsamkeit liegt nicht in ihrer Scherenkunst, die dem heiteren, frohen Wesen einer schönen Frau weit besser ansteht als hypermoderne Neurastheniker oder vor Gesundheit platzende Rentner zu porträtieren! Merken wir es uns am künstlerischen Werdegange Frau J. V. Schäfers zum hundertsten Male, daß junge Talente zwar strenge Schule nötig haben, daß ihnen aber in der Folge die Neigungsheirat mit der Kunst, wenn mir der Ausdruck gestattet ist, nie verweigert werden sollte. Hätte Frau J. V. Schäfer das Porträt, wie viele es von ihr wohl erwartet hatten, weiter gepflegt, die Mitwelt wäre heute um eine reizvolle, durchaus moderne „Schäferkunst" ärmer, und nur der Freundeskreis gehörte zu den Interessenten für Schäfersche Porträte.

Ist es überhaupt nötig, die Vorzüge der Schäferschen Schattenbilder aufzuzählen? Einmal scheint mir ein besonders lebhaftes Empfinden für die Schönheit der Linie neben einer großen Kenntnis der künstlerischen Wirkung der Artistin besonders eigen zu sein. Oft kann man ihr auch eine für die Silhouette ungemein reiche Koloristik nachrühmen. Was uns aber bei ihr stets gefallen wird und was wir ihren Bildern am höchsten anrechnen, ist die große Liebe zum Süjet: die Silhouettierkunst, die durch ihre scharfe und knappe Darstellungsweise ganz besonders dazu angetan ist, die künstlerische Phantasie anzuregen, hat hier eine ihrer besten und vertrautesten Vertreterinnen gefunden. Zierliche Körperformen, stille Beschaulichkeit, heitere Komik, die bisweilen in eine leichte Satire hinüberspielt, finden da eine stets verständnisvolle und meist auch poetische Interpretation. Frau Schäfers Schere ist in allen Zeitaltern, in allen Stoffgebieten heimisch, ihre feinen, delikaten Kunstwerke können sich mit den besten Arbeiten der berühmten alten schweizerischen wie der modernen auswärtigen Psaligraphie messen. In der Technik stehen sie geradezu einzig da. Mit den primitivsten Mitteln, mit überstellten alten und neuen Vorsatzpapieren, getönten Packpapieren und andern Buntdruckpapieren erreicht die Künstlerin perspektivische und farbige Wirkungen, wie man sie in einem „Gemälde" nicht besser könnte zum Ausdruck kommen lassen, im Gegenteil, diese graziösen Bilder besitzen eine viel ausgesprochenere Harmonie und der künstlerische Willen kommt darin viel mehr zur Sprache. Bald sind es mehr reiche Dekorationsstücke, bald sind



J. V. Schäfer-Widmann, Bern-München. **Die zwei Reiter.**